

Gitta Sereny (London)

„GEBEN UND NEHMEN“

Das Arbeiten mit Tätern

(Vortrag am 8. 5. 2002, am Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft, am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien in Zusammenarbeit mit den "Wiener Vorlesungen" Manuskript, redigiert von Gerhard Botz)

Seit den Tagen vor vielen Wochen, als dieser Vortrag zuerst geplant wurde, geriet die Welt in Aufruhr: erst einmal wegen den Gewaltakten, von beiden Seiten, im Mittleren Osten - das Problem von Israels Ansiedlungen auf palästinensischer Erde; das Problem der palästinensischen Selbstmordbomber; das Problem von Amerikas Stellungnahme in diesem Gebiet; das Problem des weitergehenden Desinteresses der reichen arabischen Staaten an dem Schicksal der Palästinenser; die Ratlosigkeit der westlichen Welt - Man muss es wohl so sagen - wie diese Probleme gelöst werden können; der ansteigende Rassismus in ganz Europa als Folge dieser Situation, und dann, noch dazu, der vorübergehende aber bedeutsame Erfolg von Jean Marie Le Pen in Frankreich und der steigende Einfluss von extrem rechten Stimmen in einer Reihe von europäischen Nationen. Dagegen allerdings die - in den Augen der meisten von uns rettende - Reaktion der französischen Jugend, und ich vergesse nicht, dass die österreichische Jugend vor wenigen Jahren ebenso leidenschaftlich gegen Jörg Haider reagierte, der sich selbst, vielleicht mehr als andere es tun, als einen potentiellen österreichischen Le Pen sah und vielleicht noch sieht. Ich erwähne all dies jetzt ganz am Anfang, damit Sie wissen, dass die Gegenwart mir genau so wichtig ist wie Ihnen: dass ich - trotz des Inhalts meines heutigen Vortrags - NICHT in der Vergangenheit lebe, aber auch weil diese jetzigen Ereignisse direkt mit dieser Vergangenheit zusammenhängen und ohne sie in dieser Form nicht existieren würden.

Im Laufe der nächsten Stunde werden Sie, hoffe ich, sehen, warum ich diesen Vortrag „Geben und Nehmen“ nenne, denn dies kann erst verständlich werden, während ich Ihnen „Das Arbeiten mit Tätern“ - so wie ich es getan hab´ und weiter tun zu hoffe - beschreibe und auch erkläre.

Von meinen Büchern wissen die unter Ihnen, die vielleicht das Eine oder Andere gelesen haben, dass es sich da meistens um „Täter“ im einen oder anderen Sinn in der Zeit der Nationalsozialisten handelt. Das kam, weil deren Taten in meine frühe Jugend fielen, und daher mein Interesse damals begann. Aber es ist wichtig für uns alle, Sie und mich auch, im Kopf zu behalten, auch während ich zu Ihnen über DIESE Täter sprech´, dass es vorher und seither viele andere gegeben hat und heute weiter gibt. Ob es so weit zurückliegt wie das Leiden der Indianer, und später der Schwarzen in den südlichen Staaten Amerikas; das der Einheimischen unter den belgischen Herrschern im Kongo; den Africaans in Süd Afrika wo, die Apartheid vor verhältnismäßig Kurzem endete und Menschen in Gefängnissen routinemäßig gefoltert wurden; in Nigeria, Ruanda ... Sicher auch unter den herrschenden Briten in Indien gab es „Täter“ im Sinn dieses Vortrags, ebenso natürlich in den Gulags der Sowjetunion; auch auf beiden Seiten in Vietnam, oder näher jetzt, im Bürgerkrieg im früheren Jugoslawien, wo heute Milosevic und bald noch andere vor dem Internationalen Gerichtshof ihre „Taten“ verteidigen müssen und natürlich auf beiden Seiten der jetzigen Kämpfe im Mittleren Osten. Was wir sehen können und wissen müssen, ist, dass, wo immer Macht mit

Gewalt regiert, wo immer eine Menschengruppe eine andere als unter sich stehend betrachtet, dort gab und gibt es „Täter“. D.h. individuelle Menschen, die individuell die Entscheidung treffen, einem System zu dienen, das auf Klassen-, Farben- oder Religionsunterschieden beruht, und begehen, was ich hier als „Taten“ beschreibe.

Aber wenn wir das auch immer wieder in der Geschichte beobachten können, bleibt die Frage doch: wie kommt es in diesen individuellen Menschen zu dieser Entscheidung? Wie werden Täter Täter; und wie kann die menschliche Gesellschaft Täter und deren Taten verhindern, bevor sie entstehen?

Für mich kam diese Frage sehr früh auf, nicht aus Not - denn ich hatte das Glück in der Nazizeit, also meiner frühen Jugend, nichts erleiden zu müssen, d.h. diese Periode nicht als potentiell Opfer, sondern als leidenschaftlich dagegen fühlende junge Beobachterin zu erleben. Also die Frage kam für mich durch Erlebnisse. Wenn die Dinge, die ich Ihnen heute hier beschreiben werde, manchmal mehr anekdotisch als akademisch klingen mögen, soll Sie das nicht befremden, soll Sie, hoffe ich, nicht dazu bringen, das, was ich versuch' Ihnen näher zu bringen, zu unterschätzen. Denn, wenn ich auch nicht unbewandert bin in Geschichte und die Arbeit, über die wir heute sprechen werden, ohne Kenntnis d.h. Studium von Geschichte nicht möglich gewesen wäre, sprech' ich nicht über Gelesenes, sondern Gesehenes; nicht über Abstraktes, sondern über Konkretes, von und durch Menschen direkt erfahren und gelernt.

Ganz abgesehen davon, was ich als 15-jährige zur Zeit des Anschlusses hier in Wien beobachten musste – ich war damals Schauspielschülerin im Reinhardt Seminar –, fing die Frage wirklich für mich sieben Jahre später, kurz vor Kriegsende an, als ich im April 1945 als Kinderfürsorgerin der UNRRA (der Hilfsorganisation der Vereinten Nationen) nach dem von den Amerikanern kurz zuvor befreiten Dachau geschickt wurde um, mit einigen anderen UNRRA-Leuten zu helfen, die von den Nazis inhaftierten Kinder zu betreuen und so schnell wie möglich von dort wegzukriegen.

Dachau - um mögliche Irrtümer gleich richtig zu stellen - war das erste Konzentrationslager, das die Nazis aufgestellt hatten; es war hauptsächlich als Bestrafungslager für deutsche politische Gefangene gedacht, also von Anfang an zumeist für Kommunisten und andere, eigentlich durchwegs christliche, Antinazis. Es war natürlich, wie alle Konzentrationslager, ein Ort des Leidens, aber wurde nie ein spezifisches „Vernichtungslager“, d.h. wie die sechs Einrichtungen in Polen – Chelmno, Belsec, Sobibor, Treblinka, Birkenau bei Auschwitz und ein Teil von Majdanek – die 1941/42 einzig für den Zweck errichtet wurden, Menschen - zumeist Juden und Zigeuner – fabrikmäßig zu töten, und die nach Vollendung dieses „Programms“ – ich entschuldige mich für den kalten Ausdruck – und nach dem Tod in diesen fürchterlichen Plätzen von, man schätzt, drei Millionen Menschen abgerissen wurden.

Allerdings, im Frühling 1945, als die Alliierten von allen Seiten vordrangen und die Nazis, in einem sinnlosen Versuch den Zustand dieser Lager und der Häftlinge zu verhüllen, Hunderttausende von KZ-Häftlingen vom Norden und von der Mitte Deutschlands zu Fuß nach dem Süden in die dort gelegenen Lager trieben, hatte sich die Lage in Dachau und anderen Konzentrationslagern in Süddeutschland und Österreich, geändert: sie waren massenhaft überfüllt; alle Hygiene und Versorgungsmaßnahmen waren zusammengebrochen; Epidemien wüteten; die Menschen hungerten; Tausende lagen sterbend oder tot da, und für die alliierten Truppen, die in diese Höllen kamen, war es unglaublich schwer, die Probleme so rapide zu lösen, wie es notwendig gewesen wäre.

Das war also, was uns junge UNRRA-Leute konfrontierte, als wir ankamen. Ich beschrieb das alles in meinem letzten Buch „Das Deutsche Trauma“: Will also nicht zu viel hier darauf eingehen. Ich erwähne es jetzt nur, weil das wohl der Moment war, an dem ich begann, mir die Frage zu stellen, wie das alles möglich war. Wer waren die Menschen, die dies verursacht hatten? Und wie war es zu glauben, fragte ich mich, dass wir KINDER - kleine und größere Kinder - in solchen Grauenorten anfinden?

Sie haben jetzt sicher verstanden: dies waren nicht jüdische Kinder - Später fand ich dann heraus, dass es kaum jüdische Kinder gab, die die sechs Vernichtungslager in Polen überlebt hatten – rund eine Million Kinder waren unter den drei Millionen Opfern dort. In Dachau waren es Kinder aus meistens katholischen Familien aus osteuropäischen Ländern, die entweder mit den Eltern oder, wenn alt genug - ohne sie, als Zwangsarbeiter, nach Deutschland gebracht worden waren und, wie die schon genannten Hunderttausende, in den südlich gelegenen Lagern landeten. Es waren auch eine ganze Reihe deutscher Kinder darunter - die Kinder der Verschwörer des 20. Juli - die selbst gehängt und deren ganze Familien unter dem Motto „Sippenhaft“ in Konzentrationslager geschickt wurden.

Ich sehe mein Bedürfnis, über menschliche Handlungen Fragen zu stellen, wie eine Reihe von sich langsam formenden, ineinander greifenden Gliedern verschiedener Ketten, die durch den Prozess des Fragens Entdeckung und Wissen verbunden sind; am Ende, jedes Mal, wenn ich mich imstande fühle, erlauben sie es mir vielleicht, eine der Ketten zu schließen, einen oder eine Anzahl von Menschen zu verstehen, die in ihrem Leben oder ihrem Tätigkeitsraum die Urheber oder Ausführenden von Geschehnissen waren, die unsere Leben, oder auch die Geschichte der Welt, die Gesellschaft, der sie angehörten, berührt haben.

Dies betrifft, nur um es schnell klar zu machen, nicht nur politische Ereignisse und Personen, sondern auch andere, die unsere Aufmerksamkeit erregt haben: Mein vorletztes Buch, z.B. „Schreie, die keiner hört“ - wie alle meine Bücher auf Englisch verfasst, aber auch in Deutsch erschienen handelt von einem englischen Kind, Mary Bell, die in 1968 mit elf Jahren zwei 2- und 3-jährige Buben getötet hat: sie erklärte mir für das Buch, das ich auf ihr Verlangen schrieb, wie das kam, was sie damals fühlte, und wie sie jetzt, als 40-jährige – das war 1996/97, als wir zusammen an ihrer Geschichte arbeiteten - mit dieser Vergangenheit lebt. Dieses Buch und die Geschichte von Mary Bell's Prozess mit ihrer Verurteilung in Nord-England zu lebenslangem Gefängnis und ihren zwölf Jahren Haft - hat in England und Amerika Änderungen im Jugendstrafrecht und in der Behandlung von jugendlichen Verbrechern bewirkt.

Durch mein Buch über Mary Bell, aber dann vor allem durch zwei andere meiner Bücher, habe ich versucht, das Arbeiten mit Tätern zu beschreiben, und mich selbst mit ihren sehr verschiedenen Taten und deren Ursachen auseinander zu setzen.

Die Methode dieses Arbeitens ist in ihrer Grundlage dieselbe, ob mein Gegenüber Mann oder Frau, Alter oder Junger, primitiv oder kultiviert ist. Die erste und wichtigste Voraussetzung ist Ehrlichkeit: der Mensch, den man – und der sich selbst – diese Wochen, manchmal Monate lang diesen Gesprächen und Befragungen aussetzt, muss wissen, wo man selbst moralisch steht. Hier ist, wo das Geben einsetzt: Man gibt Ehrlichkeit in der Hoffnung, dann Wahrheit zurück zu bekommen. Ich sage dem Menschen immer, wo ich selber stehe; was ich über das, was er gewesen ist oder getan hat, fühle. Ich erkläre ihm, wozu ich das, was er mir sagen wird, benützen werde; d.h. dass es veröffentlicht und von vielen gelesen werden wird und ich warne ihn vor den möglichen Konsequenzen für ihn. Ich verspreche ihm genau das zu schreiben, was er mir sagt, ob es ihn negativ oder aber auch positiv darstellt. Aber natürlich

am Ende – nehme ich doch immer mehr von ihnen, als ich ihnen gebe. Denn sie haben alle ein riesen Bedürfnis zu sprechen. Und wenn es auch wahr ist, wenn ich ihnen sage, dass ich ihnen objektiv – d.h. so vorurteilslos wie möglich – zuhören werde und alles schreiben werde, was sie sagen ... am Ende, was immer die Bereitschaft ist, in sich selbst Neutralität zu schaffen, hat die Objektivität natürlich Grenzen, und noch dazu kann man nicht ALLES schreiben, was gesagt wird ... Man sucht doch aus, abgesehen von allem anderen ist das die Funktion des Journalisten oder Schriftstellers, der so eine Arbeit unternimmt.

Die zwei Bücher von mir, die für Sie wahrscheinlich von besonderem Interesse für Ihr Studium sind, ist erstens: „Am Abgrund“, meine Gespräche im Jahre 1971 mit Franz Stangl, Kommandant von Sobibor und Treblinka, und zweitens „Albert Speer. Sein Ringen mit der Wahrheit“, mein Buch über Hitlers Architekt und, als Reichsminister für Bewaffung, Munition und Kriegsproduktion, ab Februar 1942 sein wichtigster Minister.

Wie kam ich darauf, diese Bücher zu schreiben? Meine Arbeit, mehrere Jahre lang nach dem Krieg in DP-Lagern der UNRRA in Bayern, war die Fürsorge für frühere Zwangsarbeiter und kriegsbeschädigte und verwaiste Kinder. Und von ihnen und durch sie lernte ich verstehen, was Hitlers Ideologie der Menschenverachtung war und verursachte.

Ich glaubte nie, dass Memoiren entweder von überlebenden Opfern oder überlebenden Tätern später genügen würden, das was geschehen war, verständlich zu machen: Die Erinnerungen von Opfern, wenn auch immer menschlich verständlich, konnten nicht anders als subjektiv sein. Die Erinnerungen von Tätern, ob Höss, Kommandant von Auschwitz, oder Eichmann, Admiral Doenitz oder Außenminister Ribbentrop konnten nicht verlässlich sein, denn sie waren in der Position, das Unverteidigbare rechtfertigen oder verteidigen zu müssen.

Schon nach meiner kurzen Arbeitszeit in Dachau, und immer intensiver in den folgenden Jahren, war ich überzeugt, dass die westlichen Alliierten, die eine beträchtliche Anzahl der früheren Konzentrationslager-Belegschaft in Gefangenenlagern hinter Schloss und Riegel hielten, diese Menschen früher oder später Untersuchungen von Juristen, Soziologen, Psychologen und Psychiatern aussetzen würden, so dass, wenn die Resultate dieser Untersuchungen publiziert werden würden, wir verstehen könnten, wie das alles geschehen konnte. Aber – und ich verstand nie warum – das wurde nicht gemacht.

Jahre vergingen, bevor ich mich 1970 entschied, selbst so ein Buch zu beginnen; Jahre, während denen ich mein Handwerk des Schreibens – durch viel schreiben – lernte, die Geschichte des Dritten Reichs studierte, mich wieder und wieder in Deutschland - und übrigens Österreich - aufhielt, und einer erheblichen Anzahl von NS-Prozessen in Deutschland beiwohnte. Was ich, zu dieser Entscheidung gekommen, dann suchte, war ein Mann, ein Täter, über dessen Schuld kein Zweifel war, der sich aber nicht mit der gewöhnlichen Phrase von Befehlsnotstand verteidigte, der vor allem kein Intellektueller, sondern ein Durchschnittsmensch mit durchschnittlichem Verstand war, und in dem irgendwo ein Rest von Gewissen lag.

Und das beschreibt eigentlich vollkommen Franz Stangl, auf den Oberstaatsanwalt Alfred Spiess, der die Anklage 1964 im Treblinka-Prozess und 1970 im Prozess gegen Franz Stangl vertrat, mich aufmerksam gemacht hatte.

Stangl, verheiratet und Vater von drei Kindern, war von Beruf Polizeibeamter, erst in Linz und dann in Wels. Im November 1940 wurde er in die Euthanasieanstalt Schloss Hartheim versetzt als Chef der dortigen Polizei. Von da ab unterstand er der T4, dem Büro der von der

„Führerkanzlei“ abhängigen – man darf vielleicht sagen zynisch genannten – „Gemeinnützigen Stiftung für Anstaltspflege“ in der Tiergartenstrasse 4 in Berlin, die zuerst das Euthanasieprogramm, den „Gnadentod“ von 80.000 psychisch und physisch behinderten Erwachsenen und Kindern in Großdeutschland, und darauf folgend die „Endlösung“ der europäischen Juden verwaltete. Im Fall, dass all dies wie weit entfernte „Geschichte“ klingt, sollte ich Sie vielleicht daran erinnern, dass in den frühen vierziger Jahren 800 Kinder und Babys unter dem Mantel dieses Programms Am Spiegelgrund, in der Kinderklinik in Wien, getötet wurden, und dass Dr. Heinrich Gross, der zwei Jahre lang während dieser Zeit Chef dieser Klinik war und nach dem Krieg wohlweislich der sozialdemokratischen Partei beitrug, ungeschoren weiter an derselben Klinik, wo zweifellos seine „Kriegsarbeit“ dem ganzen Stab bekannt war, eine beachtliche Karriere im Wiener Medizinleben machte. Er rühmte sich, jahrelang seiner Sammlung, einmalig in der Welt, sagte er ganz richtig, von abnormalen Kindergehirnen, die, in Glasschalen bewahrt, bis vor ganz kurzer Zeit im Untergeschoss dieser Klinik ausgestellt waren. Im April dieses Jahres, also vorigen Monat, wurden Hunderte von diesen Überresten dieser ermordeten Kinder auf einem Wiener Friedhof begraben, die letzten zwei am 28. April 2002, also heute vor zehn Tagen. Dr. Gross, dem es fünfzig Jahre gelungen ist, NS-Prozessen zu entkommen, ist jetzt 86 Jahre alt und lebt heute weiter, mit einer guten Pension, in Wien. Es ist alles, wie Sie sehen, nicht so weit entfernt.

Nach 1 ½ Jahren Dienst in Hartheim bekam Stangl seine nächste Beförderung, dieses Mal nach Polen, wo er erst die Errichtung des Vernichtungslagers Sobibor beaufsichtigte, und dann des Lagers erster Kommandant wurde. Drei Monate später, während denen er sich dort als besonders fähig erwiesen hatte – er bekam später eine Auszeichnung als „bester Kommandant in Polen“ – schickte die T4 ihn als Kommandant in das größte der Vernichtungslager, Treblinka.

Die Zahlen der Menschen, die in den sechs vorher genannten Lagern vergast wurden, wird, wie schon gesagt, auf drei Millionen geschätzt, konnte aber nie genau festgestellt werden: der Grund dafür ist, dass - wie Sie in Stangls eigenen Worten in „Am Abgrund“ lesen können - gar kein Grund und gar keine Zeit war, sie zu zählen. Sie kamen an, und außer ein paar, die aus jedem Transport von mehreren Tausend ausgesucht wurden zur Arbeit, waren sie alle zwei/drei Stunden später tot. Die Organisation, besonders unter Stangl, war perfekt; außer für den deutschen und HIWI-SS-Stab – HIWIS waren baltische oder ukrainische Helfer – und die paar sogenannten „Arbeitsjuden“, die ein paar Tage oder Wochen überleben durften, war Essen und Schlafgelegenheit nicht notwendig, niemand von den Hunderttausenden, die ankamen, wurde registriert; sie wurden, wie Stangl es nannte, weggetan.

Versetzungen nach Polen, wie die Stangls, waren nicht so einfach bürokratisch, wie später oft, vor allen von diesen Männern selbst, behauptet wurde. Sie wurden von dem T4-Stab von drei eminenten Psychiatern, Professor Nitsche, Heyde und Dr. Mennecke sorgfältig ausgesucht, die auch diejenigen waren, die die Patienten für die Euthanasie begutachteten: ihre Unterschriften wurden nach dem Krieg auf Hunderten der Euthanasiebefehle – die benötigten 14 f 13 Formulare – gefunden.

In Stangls Fall erkannten die Psychiater sicher zwei Aspekte seines Charakters, die ihn, neben seiner Neigung für Disziplin und seinem Talent für Organisation, besonders passend für diese Arbeit machten. Ich vermeide, wo immer ich kann, was man auf Englisch *psychobabble* – also psychologisieren – nennt, aber es ist unmöglich, diese Menschen zu verstehen, ohne ihre Kindheit und Jugend, und ebenso ihre Umwelt als Erwachsene in Betracht zu ziehen. Stangls Kindheit war von einem brutalen Vater und zitternder Angst beherrscht. Psychologisch mit diesem ewigen Angstzustand in seiner Kindheit verbunden, war ein fast pathologischer

Respekt für – und Angst vor Obrigkeit und, als Mann mit seiner Frau, eine abnormale Abhängigkeit nicht nur von ihrer Liebe, sondern von ihrem Respekt und ihrer Bewunderung.

Zurückkommend zu meiner Vorstellung von ineinander greifenden Kettengliedern, können Sie sehen, wie sehr Menschen immer im Zusammenhang mit ihrer Umgebung - nie außerhalb ihr - erwogen werden müssen. Wie die von Ihnen, die „Am Abgrund“ gelesen haben, wissen werden, ich habe auch lange Zeit in Brasilien mit Stangls Frau, Theresa, oder Thea wie er sie nannte, verbracht, und ich habe nicht den geringsten Zweifel dass wenn, nachdem sie genau erfahren hatte, was er in Sobibor machte, sie ihn vor die Wahl gestellt hätte, entweder sich irgendwie da heraus zu "wurschteln" – wie sie es nannte - und, wenn nötig, dann sogar zu desertieren, oder aber sie zu verlieren; dann hätte er es irgendwie erreicht, versetzt zu werden – es gibt Beispiele, wo das anderen gelungen ist. Aber selbst zufrieden mit ihrem angenehmen Leben, stellte sie ihn nicht vor so eine Wahl; statt dessen beichtete sie zu Weihnachten 1942 ihrem alten Priester in Wels, was ihr „Paul“ – sie fand den Namen eleganter als Franz – in Polen machte, und der alte Mann, vielleicht senil, absolvierte sie ihrer Sorgen: sie und „Paul“, sagte er, seien im Wesentlichen – das war sein Wort: wesentlich – unschuldig. „Wir leben in schweren Zeiten“, beruhigte er sie: „An Pauls Stelle hätte ich wahrscheinlich dasselbe getan.“

Aber natürlich sind die psychologischen Charakteristiken dieser Männer nicht das Einzige, das ihren Weg entschied: sie waren auch ehrgeizig nach Rang, und gierig nach den beträchtlichen Vorteilen, die diese Stellungen mit sich brachten ... Geld für sie, Kleidung und extra Lebensmittel für die Familien, und luxuriöse Urlaube in Hotels, reserviert für ihresgleichen. Eine Frage, mit der ich ihn oft und auf verschiedene Weisen konfrontierte, war, welche Rolle der Antisemitismus in seinen Entscheidungen gespielt hatte. Abgesehen von dem, was er vor sich selbst verbarg, war er ziemlich ehrlich im Beantworten auch dieser Frage. Aber am Ende kam ich zu dem paradoxen Schluss, dass er gar nicht besonders antisemitisch war. Ich meine damit, dass sein Antisemitismus einfach der gewöhnliche, man kann sagen, konventionelle war, den man damals, und auch jetzt wieder in vielen sonst vollkommen anständigen Leuten finden kann. Ich musste erkennen – und das war arg –, dass er weder ein großer Nazi, d.h. ein ideologisch bewegter Mensch, oder ein besonderer Antisemit war ... Eigentlich war er, als das alles begann, gar kein schlechter – nein, sogar ein ganz guter Mensch. Und doch wurde er ein Monster:

„Wäre es richtig zu sagen, Sie hatten sich mit der Zeit an die Vernichtungen gewöhnt“, fragte ich ihn.

Er dachte lange nach: „Um die Wahrheit zu sagen“, antwortete er schließlich langsam und nachdenklich: „Ja, man gewöhnte sich daran“.

„Nach Tagen? Wochen? Monaten?“ fragte ich.

„Nach Monaten. Es dauerte Monate, bevor ich einem von ihnen in die Augen schauen konnte ...“

„Wäre es richtig zu sagen“, fragte ich, „dass Sie am Ende das Gefühl hatten, dass es sich bei diesen Opfern eigentlich nicht um menschliche Wesen handelte?“

„...Ware“, sagte er tonlos „Sie waren Ware“. Er hob seine Hand und ließ sie dann verzweifelt fallen ...

Aber all das - alle Charakterzüge, gut oder nicht gut, die in vielen Menschen stecken, die durch irgendwelche moralische Schwächen, materielle Versuchungen und falsche Entscheidungen am Ende Falsches tun - kann letztendlich das Rätsel nicht erklären: Wie normale Menschenwesen, mit normalen Fähigkeiten zu fühlen - Liebe für Frauen, Kinder, Heim -, wie solche Menschen es aushalten konnten, das zu sehen und zu tun, was sie in diesen Lagern täglich taten. Und hier, nachdem ich nicht nur mit Stangl, aber auch anderen dieses Schlags lange sprach, kam ich zu dem Schluss, dass in diesen Menschen etwas geschah, was ein Stangl selbst sicher nicht wusste. Und das war, dass der Punkt, an dem er fähig wurde, wie er es sagte, seinen Opfern in die Augen zu schauen, der Moment war, wo er die wahre Frucht des Bösen kostete: So lange er sie nicht anschauen konnte, war in ihm noch ein Rest von Gewissen; trotz all der Schwächen, war er dann noch eine Art Mensch. Aber an dem Moment, wo sie für ihn „Ware“ geworden waren, wo Gleichgültigkeit kam und er ihnen daher in die Augen schauen konnte, war ihm geschehen, was, wie ich entdeckte, vielen unter ihnen geschah: sie verfielen dem Gräuel ... Es wurde zu einer Art Sucht, nach der sie sich täglich – ja – sehnten. Ich erkannte das zuerst, als Stangl mir seine Gefühle beschrieb, als er jeden Tag auf dem Erdwall neben, was sie den „Schlauch“ nannten, stand - der Weg, auf dem die nackten Menschen hinauf zu den Gaskammern rennen mussten. Was er bei diesem Zusehen fühlte, war eine Art Orgasmus ... Ohne sich selbst oder, was er fühlte, im Geringsten zu verstehen, beschrieb es seine Reaktion sehr graphisch.

Wenn man mit Menschen wie Stangl arbeitet, dann verwirft man auf immer die Idee der „Banalität des Bösen“. Denn diese Männer, die den Hunger fühlten, den Stangl beschrieb, waren nicht mehr Menschen. Sie schauten nur so aus.

In meinem letzten Buch, „Das Deutsche Trauma“, spreche ich über die Faszination von Gewalt, die Berauschung, auch über die Attraktion von Gefahr, sogar von Angst ... und die Faszination - sie existiert oft bei Soldaten in Kriegen, aber auch in Polizisten, in Verbrechern – besonders jungen, aber bis zu einem Punkt in allen Menschen, sogar in Kindern, wenn sie Verbotenes tun.

„Albert Speer, Sein Ringen mit der Wahrheit“, war natürlich ein ganz anderes Buch als „Abgrund“, meine Beziehung zu und mit Speer etwas ganz Anderes und auch meine Arbeit mit ihm war anders.

Denn Speer war natürlich ein ganz anderer Fall. Er war ein sehr eindrucksvoller Mann, groß, gut aussehend, mit scharfen Augen, buschigen Augenbrauen, schlanken Händen mit langen Fingern, einem immer bereiten - zu bereiten dachte ich - Lächeln, großem Charme und, das Wichtigste in unserer langen Beziehung, einer ganz außergewöhnlichen Intelligenz. Ich schreibe am Anfang meines Buches über ihn, dass er mir im Laufe der Zeit „näher kam“. Ich mochte ihn nicht, bevor ich ihn persönlich kennen lernte, und auch nicht, als ich ihn auf seine Einladung hin zuerst besuchte. Aber ich lernte ihn zu mögen. Und was ich so zu mögen lernte, waren die Traurigkeit und Trauer, die ich im Lauf der langen Zeit, die wir in den vier Jahren ,während denen ich ihn kannte, zusammen verbrachten, in ihm fand.

Ich war nicht die erste, mit der er sprach: das war George Casalis, der französische Gefängnispfarrer, dem Speer in den ersten drei Jahren seiner 20-jährigen Gefangenschaft in Spandau nahe kam, und mit dem und seiner Frau Dorothee, mein Mann und ich uns später sehr befreundeten. Casalis fand in ihm genau das, was ich sah – und ich zitiere etwas, was er mir am ersten Tag unserer Bekanntschaft sagte; Sie finden es auf Seite 22 meines Buches

„Als ich Speer kennen lernte“, sagte er, „war er der gequälteste Mensch, dem ich je begegnet war. Als ich Spandau verließ, war er für mich der reuigste.“

Es gibt natürlich Leser meines Speer-Buches, Gott sei Dank nicht viele, aber doch einige – unter ihnen eine Anzahl, die sprechen, ohne gelesen zu haben –, die meinen, ich wäre seinem Charme erlegen; dass er mich belogen hat, wie er – sagen sie – in Nürnberg und auch nachher immer wieder log; dass er - das Vokabular, das ich zu hören oder lesen bekomme, ist immer dasselbe - dass er ein heuchlerischer, endlos ehrgeiziger und eiskalter Egoist war, der nie Anderes wollte als Erfolg.

Ich höre diese Worte, wissen Sie, und versuche, sie dem Mann anzupassen, dem ich zahllose Stunden gegenüber saß, während denen er - seiner Wahl nach, nicht meiner - sich meinen skeptischen Fragen und meinen Zweifeln unterwarf und mich immer wieder ermutigte und sogar aufforderte, noch suchendere, noch schärfere Fragen zu stellen, ärgere, als (wie Primo Levi in einem seiner Bücher sagt) es zwischen zivilisierten Menschen Brauch oder erlaubt ist.

Freilich, Speer dachte, unsere Gespräche würden einer Artikelserie in den Sunday Times Magazine dienen. Er konnte damals nicht wissen - ich wusste es selbst nicht -, dass ich später ein Buch über ihn schreiben würde, ein Buch vor allem über seine Zeit mit Hitler, über den er mehr wusste als irgend jemand anders in der Welt. Trotzdem, selbst für den Zweck der Artikelserie – oder vielleicht einfach, weil es ihn intellektuell interessierte, was ich machte – brachte er mich mit wichtigen Menschen seiner früheren Umwelt zusammen, die ohne seine Vermittlung und daher ohne irgendwie seine Garantie, nie mit mir über ihn und ihre eigene Welt während des Dritten Reichs gesprochen hätten. Nur so gelang es mir am Ende, 48 Stimmen in meinem Buch zu haben; nur so auch wurden einige von ihnen zu unseren Freunden – wie z.B. seine langjährige Privatsekretärin und Freundin bis zu seinem Tod, Annemarie Kempf, sein letzter Adjutant Manfred von Poser und seine Frau Carola, und die Kinder von Nicolaus und Maria von Below – er war acht Jahre lang Hitlers Luftwaffen-Adjutant und hinterließ übrigens ein viel zu wenig gelesenes hochinteressantes Buch über diese Zeit, als er in den achtziger Jahren starb. Natürlich, Speer konnte nicht wissen, wie viel mir alle diese Menschen erzählen würden, über sich selbst und über ihn: all das wäre viel zu enthüllend, viel zu intim für diesen sehr privaten, gewöhnlich verschlossenen Mann gewesen. Mein Buch, das ich natürlich erst nach seinem Tod 1981, viele Jahre lang recherchierte und schrieb, und das erst 14 Jahre später, 1995 herauskam, hätte er zweifellos gehasst.

War Speer eiskalt, über alles ehrgeizig, und hat er mich belogen?

Ich glaube, ich habe nie einen Menschen gekannt, der sich so verzweifelt danach sehnte, ein warmer Mensch zu sein: seine Tragödie – und übrigens wieder war es das Resultat einer schweren Kindheit, in der ihm alle Liebe verweigert wurde –, seine Tragödie war, dass außer seiner – übrigens sicher nicht homosexuellen – Liebe für Hitler, die Hitler ganz erwiderte, er ganz einfach unfähig war, zu lieben. Die Gefühle beider Männer waren komplex, aber sicher waren jene Hitlers, teilweise - wenigstens in den ersten Jahren - väterlich, und die Speers, mit grenzenloser Verehrung, auch filial [die eines Sohnes].

War er vor allem ehrgeizig? Nicht am Anfang. Bis Hitler ihn auswählte, und vor allem bis er ihm die größte Aufgabe anvertraute, die ein Architekt je gehabt hatte - den Bau eines neuen Berlin, Germania genannt, als Hauptstadt von Hitlers geplanten Europa -, hielt er sehr wenig von seinen Gaben als Architekt und sah seine Zukunft als kleiner Provinzarchitekt. Aber

sicher, als Hitler ihn dann im Februar 1942 als seinen wichtigsten Minister ernannte, und Hitlers Kreis ihn bald als seinen Nachfolger sah - ja sicher -, da wurde er langsam von seinem Wert überzeugt. Das ist auch nicht besonders erstaunlich, wenn man denkt, dass er, ab 1943, ein Riesenfeld - man könnte sagen ein eigenes Reich - beherrschte, mit 14 Millionen Sklavenarbeitern und beinahe grenzenloser Macht. Und – dies eine Tragödie – dass Hitlers Krieg nur dank Speers Organisationsgenie ein Jahr mehr, als es sonst möglich gewesen wäre, fort dauerte.

Hat er mich belogen? Bin ich ihm erlegen? Na ja ... Sicher nicht seinem Charme, denn mit mir, wie vor mir mit Casalis, legte er ihn sehr bald ab. Gelogen? - Ja, er hat gelogen, aber nicht über Hitler, nicht über seine Liebe für ihn und ihre Beziehung, und auch nicht über das Scheitern seiner Illusionen, seinen tiefen Fall, seine – und er sagte: verdient – schwere zwanzig Jahre in Spandau, oder vor allem über seine verzweifelte Reue. Worüber Speer mich lange - wenn auch am Ende nicht mehr ganz - belog, war das, dem er nicht gegenübertreten konnte, es war das, womit er nicht leben konnte; und das war die Wahrheit über das Ausmaß seines Wissens über Hitlers Morde - nicht „nur“ (das „nur“ in Anführungsstrichen) über den Mord an den Juden, wenn es auch das war, was ihn am meisten bewegte -, aber die Morde im Osten an der ganzen geistigen und geistlichen Elite von Polen und an Zehntausende von Ukrainern und Russen. Was die Morde an diesen Sklaven betrifft - und meine schärfsten Fragen bezogen sich darauf und auf seine Verantwortung für das Bringen und die Behandlung der Sklavenarbeiter -, bestand er bis zum Ende darauf, dass dies Kriegsaktionen und Kriegsnotwendigkeiten waren; genau das also, was die Nazis immer gesagt hatten und was in einem Grossteil der Welt, auch der alliierten Welt, angenommen wurde. Er hat nie zugegeben, dass Hitlers Ideologie diese Morde hervorbrachte, und nie, dass er von ihnen ALS MORDE wusste.

Ich bin überzeugt - wenn er auch so Genaues leugnete -, dass er über den Mord an den Juden spätestens ab Oktober 1943 unterrichtet war. Ich glaube nicht, dass er von den Gaskammern wusste. Wie Sie in den Archiven nachlesen können, selbst Himmler in seinen berühmten Reden in Posen am 4. und 6. Okt. 1943 an die SS und die politische Führerschaft des Reiches (eine weitere zwei Monate später vor den Generalen), wo er „auf höheren Befehl“ - natürlich von Hitler - die Judenvernichtung zugibt, erwähnte nie die Gaskammern. Wenn Speer daher sagte, dass er davon nie bis Nürnberg gewusst habe, dann ist das wahrscheinlich wahr. Eine der interessantesten Dinge über Hitler ist ja, dass er seinen engsten Kreis, zu dem natürlich Speer und seine Frau Margret gehörten, immer davor schützte, Böses zu erfahren. Nicolaus von Below erfuhr nur durch Zufall von dem Judenmord, durch einen seiner jungen Offiziere, der auch, ganz zufällig, etwas in Polen gesehen hatte, und er riet dem jungen Mann, niemandem, auch seinen Liebsten nicht, davon zu erzählen. Dieser versuchte dann von SS-General Wolf Näheres zu erfahren und wurde von ihm gewarnt, nie wieder davon zu sprechen. Speer, wie er mir ganz richtig sagte, wäre nie von solchen Dingen informiert worden; er war Hitler zu nahe: „Leute hätten viel zu viel Angst gehabt“, sagte er, „dass ich Hitler darüber befragen und sie nennen würde.“

Speers „Wissen“ hing meiner Meinung vollkommen davon ab, ob er – wie eine Reihe von Historikern immer noch glauben -, bei dieser Himmler-Rede an die Gauleiter am 6. Oktober in Posen zugegen war. Er sagte, er war nicht dort. Sein Freund, der Industrielle Walter Rohland, unterstützte ihn in dieser Aussage: sie wären beide vor Himmlers Rede in Speers Auto weggefahren, um an dem Abend noch in Hitlers Hauptquartier zu sein. Ich recherchierte sechs Monate lang über dieses schwerwiegende Kapitel, und wenn ich auch niemanden unter den noch lebenden Hitler Kreis finden konnte, der sich an Speer an dem Abend erinnerte, oder Dokumente fand, die seine Anwesenheit bestätigen konnten, war ich mir nie sicher: Vielleicht

haben sie beide unter Vereinbarung gelogen, vielleicht nicht. Aber, wie ich in meinem Buch schrieb, es ist am Ende irrelevant: Denn was unmöglich ist, ist dass Speer dann am nächsten Tag, als alle Gauleiter – unter ihnen zwei von Speers guten Freunden, Gauleiter Hanke von Breslau und Kaufmann von Hamburg – zu Hitler kamen, von ihnen nicht erfuhr, was selbst die getreuen und sicher nicht zartfühlenden Gauleiter - so erfuhr man viel später – entsetzte.

Aber – er war ja nicht der Einzige, der dieses Wissen nicht eingestehen konnte. Wenige Menschen in Deutschland - oder Österreich - konnten später zugeben, dass sie von den Judenmorden gewusst hatten, und während wenige alles wussten. Alle wussten etwas.

„Ich glaube, ich weiß, was Sie über die Juden wussten“, sagte ich zu Speer am Ende unserer vielen langen Gespräche. „Aber können Sie nicht selbst noch einen Schritt weitergehen?“

„Ich kann sagen“, antwortete er langsam, „dass ich ahnte ..., dass etwas Schreckliches mit den Juden geschah ...“

„Aber wenn Sie es 'ahnten“, sagte ich, „dann wussten Sie es. Man kann nicht ins Leere ahnen oder vermuten. Sie wussten es.“

Er schwieg eine ganze Weile, dann stand er auf und holte ein Blatt Papier aus einer Lade. „Lesen Sie das“, sagte er. „Machen Sie damit was Sie wollen; und dann lassen Sie uns nicht mehr darüber sprechen.“

Es war eine beeidigte Erklärung, die er für einen Prozess des südafrikanischem jüdischen „Board of Deputies“ gegen die Verleger des Pamphlets „The Hoax of the Century“ – Der Betrug des Jahrhunderts – gegeben hatte.

Er erklärte da, wie er im Laufe des Nürnberger Prozesses über den Judenmord erfahren hatte, hier wieder die generelle Schuld annehmend ungefähr so, wie er es ja bereits in Nürnberg getan hatte. Aber was ausschlaggebend war, waren seine letzten zwei Zeilen: „MEINE HAUPTSCHULD SEHE ICH IMMER NOCH IN DER BILLIGUNG DER JUDENVERFOLGUNGEN UND DER MORDE AN MILLIONEN VON IHNEN.“

Später ersuchte er "Die Zeit", die ich kontraktmäßig verpflichtet hatte, ihm die deutsche Übersetzung meiner Artikelserie, die sie veröffentlichen würden, vor dem Druck zu zeigen, diesen Zeilen eine Fußnote beizufügen. Was er meinte, sagte er da, war „Billigung durch Wegsehen, nicht durch Kenntnis eines Befehls oder der Durchführung. Das erste“, schrieb er, „ist so schwerwiegend wie das zweite.“ Natürlich, das Argument, das ich bereits auf ihn bezüglich gehabt hatte, stimmte weiter, nicht nur für ihn übrigens, sondern für Millionen von Deutschen, und auch von Österreichern: Man kann nicht entscheiden, von etwas wegzusehen, wenn man nicht wenigstens ahnt, was man sehen würde, wenn man NICHT wegsehen würde.

Einige Jahre später hatte ich eine ähnliche Konversation mit Kurt Waldheim, den ich übrigens, wie ich im September 1986 im „New Statesman“ schrieb, lange nicht so negativ beurteile, wie andere es taten.

„Wissen“, sagte er, „ist doch nicht Schuld ... Im Recht“, fügte er hinzu, „ist ein großer Unterschied zwischen Wissen und Tun ...“

„Aber gibt es keine moralische Verantwortung außerhalb des Theoretischem“, fragte ich ihn. „Dann wo liegt Schuld?“

„Nicht nur im Wissen“, sagte er: „Nur wenn man in der Lage ist, etwas zu tun und es nicht tut.“

Ich glaube, Speer hat es sich schwerer gemacht: Er hat, glaube ich, für sich angenommen, dass Schuld schon allein im Wissen steckt und litt unter dieser Schuld bis zu seinem Tod.